

Brigitte Ungar-Klein

## **„Als Kind habe ich einmal einen Lichtstrahl gekannt ...“**

### **Die Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen, die als U-Boote überlebt haben**

Elfriede Gerstl beschreibt in dem Gedicht „Mein Lichtstrahl“ mit sehr berührenden Worten, was sie in der Zeit, als sie mit ihrer Mutter versteckt leben musste, erlebt, gefühlt hat.<sup>1</sup> Sie schildert die Situation in dem Zimmer, das durch ein Rollo fast völlig finster gehalten wurde – es durfte ja niemand wissen, dass in der Wohnung im 2. Bezirk, Rembrandtstraße, jemand wohnte –, außerdem mussten Fenster wegen der Luftangriffe verdunkelt werden. Durch einen kleinen Riss in diesem Rollo lugte ein Lichtstrahl, und so war es der kleinen Elfriede möglich, für wenige Minuten zu lesen. Zumeist lag sie aber auf dem Bett, ließ die Gedanken schweifen, malte Figuren an Wände und Decken. Wie wunderte sie sich darüber, wie leise ihre Mutter sein konnte, nicht einmal Elfriede selbst hörte sie, wenn sie mit Essen oder Trinken kam. „Sie verstand es ja so gut, leise zu sein, auch wenn jemand an der Tür gehorcht hätte, er hätte sie nicht hören können.“<sup>2</sup> Das Geräusch, das Stiefeln auf der Treppe verursachten, hat sich tief in die Kinderseele eingegraben und auch das Verhalten, wenn das Geräusch auftauchte: „Totstellreflex“ – wie sich auch Tiere verhalten, die sich in Lebensgefahr wissen. Lebensgefahr – Elfriede, geboren 1932, wurde, wie sie selbst erzählt, in eine „liberal jüdische Familie“ geboren. Es gab jüdische und nichtjüdische Bekannte – das war kein Thema.<sup>3</sup> Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938 änderte sich das Leben jedoch grundlegend. Die jüdische Herkunft wurde plötzlich Thema, nach und nach verloren Juden und Jüdinnen ihre Lebensgrundlage, sie wurden aus ihren Wohnungen gekündigt, vertrieben, mussten in so genannte Sammelwohnungen ziehen, zusammen mit anderen jüdischen Familien.

---

<sup>1</sup> Elfriede Gerstl, Mein Lichtstrahl, in: Jüdisches Echo, Vol. 4, Nr. 2/3, 1955, S. 8.

<sup>2</sup> Ebenda.

<sup>3</sup> Interview mit Elfriede Gestl, siehe auch: Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten. Bd. 3: Jüdische Schicksale, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1992, S. 645 ff., 683 f. (In der Folge: Erzählte Geschichte, Bd. 3).

So auch Elfriede. Immer wieder stellt sich für uns heute die Frage, weshalb die Zeichen der Zeit nicht rechtzeitig erkannt wurden, weshalb man nicht nach Wegen suchte, dem Terror zu entfliehen. Antworten gibt es dazu unzählige: Man wollte die alten Eltern nicht allein lassen, man konnte sich das Ausmaß des Schreckens nicht vorstellen und hoffte, es würde schon so schlimm nicht werden, finanzielle Gründe – Visa, Fahrkarten kosteten viel Geld, Geld, das die wenigsten aufbringen konnten, die Möglichkeiten aus Österreich zu flüchten wurden nach Kriegsbeginn im September 1939 immer geringer, schließlich ganz unmöglich. Elfriede meinte rückblickend, dass ihre Mutter – die Ehe der Eltern war geschieden – wohl mit der Situation völlig überfordert gewesen wäre. Der Vater ging ins Exil, aber es war keine Rede davon, dass die Tochter mitgehen sollte. Als die endgültige Abholung und Deportation in ein Lager drohte, flüchteten sich Elfriede und ihre Mutter zu einer bekannten Familie, wo sie für einige Zeit versteckt leben konnten.

„[...] dann war aber unsere Abholung für den folgenden Tag geplant, und da sind wir spät nachts weg. Das muss im Sommer 1942 gewesen sein. Mit einem kleinen Kofferchen sind wir in das Haus, in dem wir früher gewohnt haben, und die Hausbesorgerin hat uns in einer nicht bewohnten, aber noch halb eingerichteten Wohnung untergebracht. [...]“<sup>4</sup>

Mehrmals mussten die beiden ihr Quartier wechseln, Hilfe erhielten sie von nichtjüdischen Verwandten und Bekannten, bis Kriegsende blieben sie versteckt, sie hatten überlebt – der winzige Lichtstrahl blieb aber im Gedächtnis. Und nicht nur der Lichtstrahl – Elfriedes Leben blieb von den Erlebnissen als U-Boot geprägt, ihr schriftstellerisches Werk gibt Zeugnis. Viele seelische Narben verheilten auch nach Jahrzehnten nicht, wie auch bei zahlreichen anderen Kindern und Jugendlichen.

„Die Leiden der versteckten jüdischen Kinder waren mehr seelischer Natur. Ihnen wurden die schrecklichen körperlichen Qualen erspart, welche die anderen (zumeist Erwachsene) in den Konzentrationslagern erlitten. Diese seelischen Leiden begannen für sie in der frühen Jugend, wenn Kinder noch besonders viel Zuwendung, Aufmerksamkeit und Liebe erfahren müssen. Daher ist der Schock umso größer, wenn diese Faktoren plötzlich ersetzt werden durch Traurigkeit und Furcht.“<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Erzählte Geschichte, Bd.3, S. 645.

<sup>5</sup> Mordechai Paldiel, Es gab auch Gerechte. Retter und Rettung jüdischen Lebens im deutschbesetzten Europa 1939–1945, aus dem Englischen und Französischen von Brigitte Pimpl, hrsg. von Erhard Roy Wiehn, Konstanz 1999, S. 63 f.

## Überleben im Versteck

Kinder und Jugendliche waren in den hier untersuchten Fällen zumeist gemeinsam mit wenigstens einem Elternteil oder Verwandten versteckt oder wurden bei hilfsbereiten Menschen untergebracht. Sie lebten als U-Boote.

Viele der Gefährdeten unternahmen den Versuch, sich zu verbergen oder mit Hilfe falscher Dokumente zu überleben. Schon bald nach dem „Anschluss“ im März 1938 gab es Personen, die zunächst nur für eine kurze Zeitspanne, ein paar Tage oder Wochen bei nichtjüdischen Bekannten oder Verwandten untertauchten, um ihre Ausreise vorbereiten zu können. Während des Novemberpogroms 1938 verbargen sich viele, um dem „gerechten Volkszorn“ zu entgehen. Mit Beginn der Deportationen ab etwa Herbst 1941 wuchs die Zahl derer, die in ihrer Verzweiflung oftmals spontan beschlossen, einfach zu „verschwinden“. Was bedeutete dies? Es bedeutete ein Leben im Untergrund wählen, in die Illegalität verschwinden, an einem Wohnort oder an mehreren Wohnorten ohne polizeiliche Anmeldung wohnen, die wahre Identität verschleiern, falsche Papiere verwenden oder die eigenen Personaldokumente derart manipulieren, dass sie wenigstens einen geringen Schutz gewährten. Nirgends registriert sein, keine Bezugsmarken für Lebensmitteln, Textilien, usw. erhalten. Auf die Hilfe anderer angewiesen sein. Das sind nur einige Kriterien, die diese Opfergruppe definieren. Woher stammt der Ausdruck „U-Boot“? Diese Bezeichnung gaben sich Betroffene selbst, vor allem im deutschsprachigen Raum, auch wenn man sich des Unterschiedes der Lebensweise durchaus bewusst war. „Die volkstümliche Bezeichnung ‚U-Boot‘ ist wahrlich nicht ganz zutreffend, weil das kameradschaftliche Zusammenhalten mit der Mitbesatzung und der Ausblick in den hellen Himmel durch das Periskop und das gelegentliche Auftauchen wegen Einnahme frischen Sauerstoffs fehlten. Ein besserer Vergleich wäre wohl das ‚Katakombenleben‘ der ersten Christen zu Zeit des römischen Endlösers Nero“.<sup>6</sup> U-Boote gab es nicht nur in Österreich – in sämtlichen von den Nationalsozialisten überrannten Ländern versuchten sich Menschen, die aufgrund ihrer jüdischen Abstammung, ihrer politischen, religiösen, sexuellen Einstellung gefährdet waren, auf diese Weise vor der vernichtenden Verfolgung zu retten. Deutsche, ÖsterreicherInnen waren nicht nur in ihren Heimatländern versteckt, sondern auch in Ländern, die erst zu einem späteren Zeitpunkt unter die Herrschaft Nazi-Deutschlands kamen, wie u. a. in Holland, wo das wohl weltweit bekannteste U-Boot – Anne Frank – über einen längeren Zeitraum, und zwar in Amsterdam, versteckt war, allerdings entdeckt wurde und das Konzentrationslager nicht überlebte. Auch in den östlichen Gebieten sahen viele das Untertauchen als letzte

---

<sup>6</sup> Eine Betroffene verfasste diese Definition im Rahmen ihres Antrages auf Entschädigung. Privatsammlung Ungar-Klein.

Chance der Vernichtung zu entgehen, manche schlossen sich in einer aussichtslos scheinenden Situation Partisanengruppen an – Jugendliche waren hier mitunter völlig auf sich allein gestellt, sahen aber oft keine andere Hoffnung. Tausende Kinder, die von ihren Familien oder von Hilfsorganisationen bei Pflegeeltern untergebracht worden waren, wurden bei drohender Gefahr vielfach an verlässliche Personen weitervermittelt, die dann andere Plätze aufzutreiben versuchten. Zumeist wurden diese Kinder in christliche Familien integriert, eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Gruppe konnte in klösterlicher Umgebung überleben. Wir kennen Schilderungen von derartigen Rettungsaktionen aus verschiedenen europäischen Ländern, nicht immer konnten – oder wollten – nach 1945 die Kinder an ihre Familien zurückgegeben werden. Kinder hatten ihre Namen vergessen, wussten kaum mehr, woher sie gekommen waren. Ihre Helfer und Helferinnen wieder waren aber auch interessiert die Geretteten weiter in ihrer Obhut zu behalten und zu erziehen. Wir wissen aber noch sehr wenig über diese ganz spezielle Opfergruppe. Oftmals brechen Verfolgte erst Jahrzehnte nach den Ereignissen ihr Schweigen und beginnen ihre Geschichten zu erzählen.<sup>7</sup> 1991 gründete sich in Polen die „Gesellschaft der Kinder des Holocaust“, sie wollte zunächst Betroffene finden, in weiterer Folge sollte im Rahmen von Zusammenkünften das Erlebte, das zumeist verdrängt worden war, gemeinsam aufgearbeitet werden.<sup>8</sup> Im Dezember 2011 fand in Yad Vashem eine internationale Konferenz zum Thema „Hiding, Sheltering and Borrowing Identities“ statt. Historiker und Historikerinnen aus verschiedenen Ländern waren eingeladen worden, über die Quellenlage und das bisher Erforschte zu referieren. Naturgemäß ist für diese Thematik nur begrenzt Quellenmaterial zu finden, vieles passierte im Geheimen und natürlich behielt man auch kaum etwas auf, was zu einem Verrat führen hätte können, offizielle Dokumente oder Aufzeichnungen aus der U-Boot-Zeit sind nur dann vorhanden, wenn Betroffene festgenommen wurden.

Etwa 1000 Personen überlebten länger als ein Jahr als U-Boot bis Kriegsende. Frauen hatten etwas mehr Überlebenschancen, Männer, waren – vor allem im wehrfähigen Alter – gefährdeter. Die hier angeführten Zahlen beziehen sich auf Jüdinnen und Juden, die in Österreich, vor allem in Wien, als U-Boote gelebt bzw. überlebt haben. Nicht eingerechnet sind jüdische U-Boote, die im Ausland versteckt waren, ebenso wurden Roma, politisch Verfolgte und Deserteure, die in den Quellen gefunden wurden, nicht berücksichtigt.

---

<sup>7</sup> So beschreibt z. B. Jane Marks 1993 diese Thematik und veröffentlicht Lebensberichte von Kindern: *The Hidden Children. The Secret Survivors of the Holocaust*, New York 1993.

<sup>8</sup> Vgl. dazu auch: *Kinder des Holocaust sprechen ... Lebensberichte*, übersetzt von Roswitha Matwin-Buschmann, mit einem Geleitwort von Jerzy Ficowski, Leipzig 1995.

Für die Aufarbeitung der in Österreich bekannten U-Boote wurden von mir Quellen herangezogen, die einen Zeitraum von etwa sechs Jahrzehnten umfassen, sie sind deshalb von unterschiedlicher Quantität, Qualität und bedürfen daher auch einer entsprechenden historischen Kritik. Verfolgte konnten sich nach Kriegsende schon bald bei verschiedenen Behörden melden, so zum Beispiel bei der Zentralregistrierung der Opfer des Nazi-Terrors.<sup>9</sup>

Viele der wenigen vorhandenen Quellen sind Bestände des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, wie die „Tagesberichte der Gestapo“, die mit größter Akribie u. a. die Festnahmen und Abtransporte von Juden und Jüdinnen festhalten – sie geben Zeugnis für die oftmals erfolglosen Bemühungen, sich durch Verstecken der Deportation zu entziehen. Aufzeichnungen und detaillierte Schilderungen über persönliche Erlebnisse sind in den Unterlagen des KZ-Verbandes und anderer Opferverbände zu finden, die Kartei des so genannten U-Boot-Verbandes listet mehr oder weniger lediglich Daten der Betroffenen auf. Opfer und Helfer konnten Mitglieder dieses Verbandes werden.<sup>10</sup>

Ausführlicher sind Unterlagen der Opferfürsorge, die in einem Auswahlbestand im DÖW aufliegen. Diese wurden erstmals in den 1980er Jahren für historische Untersuchungen und einige Jahre später – Mitte der 1990er Jahre – u. a. im Zusammenhang mit der namentlichen Erfassung der jüdischen Naziopfer systematisch untersucht. Ansuchen um Entschädigungen im Rahmen des OFG mussten zumeist ausführliche Sachverhaltsdarstellungen beinhalten und durch Zeugenaussagen ergänzt werden.<sup>11</sup>

Neben diesen schriftlichen Quellen wurden mehr als 50 Interviews, Gespräche mit Betroffenen geführt, wobei sowohl U-Boote als auch deren Helfer und Helferinnen befragt wurden. Im Rahmen des vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes in den 1990er Jahren durchgeführten Projekts „Erzählte Geschichte“ wurde ein Teil dieser Interviews erstmals zusammenfassend publiziert, wobei auch die Schicksale einiger Kinder und Jugendlicher, Aufnahme fanden.<sup>12</sup>

Von den bisher etwas mehr als 1500 dokumentierten Personen, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft zwischen März 1938 und Kriegsende zu irgendeinem Zeitpunkt versteckt waren – leider haben nicht alle davon überlebt – waren etwa 60 Kinder bis zum 14. Lebensjahr. Bei 20 Kindern wurde die Geburt nach dem

---

<sup>9</sup> Bestand des Wiener Stadt- und Landesarchivs.

<sup>10</sup> Tagesberichte der Gestapo, Akten des KZ-Verbandes, Kartei des U-Boot-Verbandes gehören zu den Beständen des DÖW. Beim U-Boot-Verband handelte es sich um einen eingetragenen Verein, der die besonderen Bedürfnisse dieser Opfergruppe abdecken sollte.

<sup>11</sup> Bestand des DÖW, Privatsammlung Ungar-Klein.

<sup>12</sup> Erzählte Geschichte, Bd. 3.

„Anschluss“ 1938 vermerkt, einige Kinder wurden als U-Boot geboren, wie Fritz Rubin-Bittmann, der im September 1944 zur Welt kam. Die letzte Geburt eines Kindes, dessen Eltern in der Illegalität lebten, wurde mit 13. 4. 1945 dokumentiert. Es lebten aber nicht ausschließlich Kinder österreichischer Herkunft als U-Boote, einige stammten ursprünglich aus Polen oder Ungarn und waren erst im Zuge der Verfolgungsmaßnahmen in den jeweiligen Ländern auf das Gebiet des ehemaligen Österreich gekommen. Jugendliche und junge Erwachsene in der Altersgruppe der 15–20-Jährigen – bisher sind etwas mehr als 100 Personen registriert – lebten bereits in der Mehrzahl auf sich allein gestellt, bei den gescheiterten Versuchen überwiegt die Zahl der männlichen U-Boote. Gerade diese Gruppe hatte es besonders schwer, geeignete Unterkünfte zu finden: Bei notwendigen Ausgängen, um zum Beispiel von einer Unterkunft zu einer anderen zu gelangen, fielen männliche Jugendliche im Straßenbild sofort auf, bei polizeilichen Anhaltungen wurden die Ausweispapiere, sofern überhaupt ein Ausweis vorgelegt werden konnte, genauestens überprüft, da man neben flüchtigen Juden und Jüdinnen auch nach Deserteuren suchte.

### Es gab sie, die „Gerechten“

Die alltäglichen Probleme von U-Booten waren sehr ähnlich: Beschaffung einer Unterkunft, oder mehrerer, da zumeist eine allein nicht ausreichte. Man benötigte Lebensmittel und Kleidung. Ohne fremde Hilfe war dies nicht zu schaffen. Da die Entscheidung unterzutauchen auch meist spontan angesichts der drohenden Verhaftung erfolgte, hatten die wenigsten einen längerfristigen Plan, nur in einigen Ausnahmefällen hatte man Vorbereitungen für den Ernstfall getroffen. Ein Arzt bot einer befreundeten Familie die Möglichkeit, die beiden Söhne bei sich aufzunehmen.

„Er hat in seinem grenzenlosen Optimismus geglaubt, dass das nur ganz kurz dauern wird. Genauso wie er in seiner Aktentasche Kartoffeln zu den Leuten getragen hat, hat er gesagt: ‚Die sollen halt zu mir kommen, die zwei Buben.‘ [...] mein Vater war ängstlich, wahrscheinlich begreiflich, ohne ein Kind in dieses Lager einzurücken. Man wusste ja nicht wirklich, was genau, was sicherer war, umgesiedelt zu werden – man wusste ja nicht wirklich, was passiert – oder aber ein Kind hier zu lassen. Man wusste aber, wenn man geschnappt wird, dass das sehr unangenehme Folgen haben kann. Mein Vater war da sicher auch realistischer als mein späterer Adoptivvater, weil er schon gesehen hat, dass das eine sehr kritische Entscheidung ist. [...] Mein Vater hat sich also dann zu dieser salomonischen Lösung entschlossen, ein Kind mit zu nehmen und eines

„Als Kind habe ich einmal einen Lichtstrahl gekannt ...“

73

da zu lassen. Und so bin ich ganz einfach an dem Vormittag, an dem meine Eltern ins Lager in die Kleine Sperlgasse gegangen sind, in die Straßenbahn eingestiegen und bin in die Neubaugasse gefahren. [...] Aber wie sich herausgestellt hat, hat er für mich richtig entschieden. Ob es gelungen wäre, meinen Bruder und mich unterzubringen, kann ich nicht sagen. Es wäre zumindest doch um vieles komplizierter gewesen.“<sup>13</sup>

Was war dieser Arzt für eine Persönlichkeit, welche Charaktereigenschaften prägten diesen „Gerechten“? Charaktereigenschaften, die wohl auch auf andere Helfer und Helferinnen zutrafen:

„[Er war eine] vollkommen vertrauenswürdige Persönlichkeit. Er war ein Mensch, für den es das Problem Jude – Nichtjude nicht gegeben hat. [...] In intellektuellen Kreisen verkehrte man mit Juden. Er hat den Komponisten Alban Berg gekannt, den Maler Kokoschka, er war sehr im Wiener geistigen Leben verhaftet. In der Familie gab es lauter Intellektuelle, einige waren zwar dem Großdeutschtum und dem Hitlertum ein bisschen zugeneigt, die mussten 1942, 1943 aber schon erkennen, wie die Sache ausgehen würde. Das war es auch, was uns immer wieder aufrechterhalten hat – es kann ja nimmer lang dauern. Dass es dann doch zweieinhalb Jahre gedauert hat, war für uns eine Überraschung. [...]“<sup>14</sup>

Dieser Aspekt, es könne ja nicht so lange dauern, wird in den Erlebnisberichten der Betroffenen immer wieder betont. Wer waren nun die Retter? Wie viele „gerechte“ Österreicher und Österreicherinnen gab es? Nach Erika Weinzierl waren es jedenfalls „zu wenig Gerechte“, die geholfen haben.<sup>15</sup> „Hilfe“ wurde zwangsläufig auch unterschiedlich definiert, je nach eigenem Blickwinkel und Situation. Sie reichte von „da haben wir den Armen ein wenig zu trinken gegeben“, bis eben zu Beherbergung, Betreuung, Verstecken von Jüdinnen und Juden.

War es schon für eine erwachsene Person schwierig genug, geeignete Unterkünfte und Hilfe zu finden, noch problematischer war die Situation mit einem Kind oder mit mehreren Kindern. Es gab sie aber – die Menschen, die in dieser schweren Zeit sich als „Gerechte“ gezeigt und unter Einsatz ihres Lebens geholfen haben. Zumeist unentgeltlich – eine etwaige Bezahlung, so hoch sie auch gewesen wäre, hätte die Gefahr, selbst in die Mühlen der unmenschlichen

---

<sup>13</sup> Erzählte Geschichte, Bd. 3, S. 610 f.

<sup>14</sup> Ebenda.

<sup>15</sup> Erika Weinzierl, Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938–1945, Graz 1969.

Nazimaschinerie zu kommen, nicht aufgewogen. Hilfe für Juden und Jüdinnen war unter Strafe gestellt, neben Gefängnis wurde auch die Verschickung in ein Konzentrationslager angedroht. Nicht selten hatten die Helfer und Helferinnen selbst Familie, Kinder und brachten mit ihrem Handeln auch diese in Gefahr: Ella Lingens lebte mit ihrem Gatten Kurt und dem kleinen Sohn, der 1939 geboren worden war, im 8. Bezirk, in der Piaristengasse. Die Familie hatte einen großen Bekanntenkreis, dem auch Juden und Jüdinnen angehörten. Als erklärte GegnerInnen des Nationalsozialismus begannen sie bereits bald nach der Machtübernahme Juden und Jüdinnen oder politisch Verfolgten zu helfen, mit finanziellen Mitteln aber auch mit kurzfristiger Aufnahme in ihrer Wohnung oder durch Hilfestellung bei Fluchtversuchen. Eine Zeitlang beherbergten Ella und Kurt Lingens auch eine junge Jüdin, die keine andere Unterkunft hatte finden können. Durch einen Spitzel wurden Ella und Kurt Lingens schließlich in eine Falle gelockt und verhaftet. Während Kurt Lingens im Rahmen seines Militärdienstes mit einer relativ glimpflichen Bestrafung davonkam, wurde Ella Lingens nach Auschwitz verbracht, wo sie längere Zeit unter dem berüchtigten Dr. Mengele arbeiten musste. Ihren Sohn Peter Michael sah sie viele Jahre nicht, nach Kriegsende war auch ein Anschließen an das frühere Leben unmöglich geworden.<sup>16</sup> Für ihre unerschrockene und aufopfernde Hilfe wurden Kurt und Ella Lingens vom Staat Israel 1980 als „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.

1953 hatte das israelische Parlament das „Gesetz zum Gedenken an die Märtyrer und Helden“ verabschiedet. Es wurde die Errichtung einer Gedenkstätte – Yad Vashem – beschlossen, gleichzeitig sollte den Menschen, die ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatten, um Juden und Jüdinnen zu retten, ein Denkmal gesetzt werden.<sup>17</sup> Als „Helden“ haben sich die Retter und Retterinnen jedoch nicht gesehen, wie auch Otto und Hermine Kuttelwascher, Eltern von drei kleinen Kindern, die eine befreundete junge Jüdin, Erna Kohn, versteckt haben:

„Das war eine Entscheidung, und das war kein Heldentum und das war auch keine Unvernunft, weil vernünftig kann man in so einem Fall gar nicht denken. [...] Die Kinder – Loisi war neun Jahre, die Otti ist auch schon in die Schule g’angen, nur der Sepperl war noch klein. Und das war die Gefahr. Das war die Gefahr. Den Kindern haben wir eingeredet:

---

<sup>16</sup> Interview mit DDr. Ella Lingens. Siehe auch: *Erzählte Geschichte*, Bd. 3, S. 632 ff.; Ilse Korotin (Hrsg.), *„Die Zivilisation ist nur eine ganz dünne Decke ...“* Ella Lingens (1908–2002). Ärztin – Widerstandskämpferin – Zeugin der Anklage, Wien 2011.

<sup>17</sup> Bis 2011 wurden mehr als 80 Personen aus Österreich als „Gerechte“ ausgezeichnet, die bislang letzte Auszeichnung wurde im November 2011 in den Räumlichkeiten des österreichischen Parlaments durchgeführt.

„Als Kind habe ich einmal einen Lichtstrahl gekannt ...“

75

„Wenn ihr nur ein Wort sagt, dass wir die Tante Erna da haben, ist das unser aller Leben.“ Das haben die Kinder gewusst. So klein wie sie waren, das haben sie verstanden.“<sup>18</sup>

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen wurde von anderen HausbewohnerInnen die Fremde im Haus bemerkt und Frau Kuttelwascher daraufhin angesprochen:

„Frau Kuttelwascher, Sie können Ihre Kinder nicht gerne haben, wenn Sie so etwas tun. Denken Sie an Ihre Kinder. Die Jüdin muss raus! [...] Ich bat sie nur: ‚Warten Sie, bis mein Mann kommt, dass er das mit Ihnen besprechen kann.‘ Aber wir hatten Glück – einen Tag später kam die Nachbarin: ‚Bitte, behalten Sie diesen Menschen. Ich hab’ heute einen Judentransport gesehen und möchte nicht schuld an so einem Schicksal sein.‘“<sup>19</sup>

Wie wandelbar und in diesem Fall lebensrettend doch Ansichten sein konnten. Ähnliche Verhaltensweisen beschreiben Erich und Heinrich Ehlers, die mit den Eltern in einem Keller im 5. Wiener Gemeindebezirk überleben konnten. Während sie von einigen Hausparteien unterstützt wurden, gab es auch einige, die durchaus mit den Nazis sympathisierten und immer wieder Drohungen aussprachen. Verraten wurde die Familie dennoch nicht. „Alle Hausparteien haben gewusst, dass unten Juden versteckt sind. Wenn man bedenkt, welche Strafen zu der Zeit für das Verstecken von Juden vorgesehen waren [...] Die Leute haben fünf, sechs Jahre dicht gehalten, das ist nicht unwesentlich [...] sie haben ihr Leben riskiert.“<sup>20</sup>

Pflegefamilien hatten mit der Aufnahme eines Kindes eine besondere Verpflichtung übernommen, besonders, wenn es sich um so genannte „nichtarische“ Kinder handelte. Als besonders aufopfernd beschreibt Elisabeth W. ihre nichtjüdische Pflegemutter, die als Weißnäherin tätig war:

„Die Mutter war eine hochanständige, feine, gute Frau, die sehr viel auf sich genommen hat, denn sie musste zwei- oder dreimal ausziehen, die Wohnung wechseln, als man erfahren hat, dass sie ein jüdisches Kind beherbergt. So etwas sickert ja komischerweise immer durch, sie hat auch mit ihrem Mann Schwierigkeiten gehabt, der mit der ganzen Sache nie sehr einverstanden war. Die Wohnungen waren [klein] – Zimmer,

---

<sup>18</sup> Erzählte Geschichte, Bd. 3, S. 635 ff.

<sup>19</sup> Ebenda. Hermine und Otto Kuttelwascher wurden 1982 geehrt, nachdem Erna Kohn ein Auszeichnungsverfahren in Yad Vashem eingeleitet hatte.

<sup>20</sup> Interview Erich und Heinrich Ehlers, siehe Erzählte Geschichte, Bd. 3, S. 664 ff.

Küche, Bassena auf dem Gang. Manchmal noch ärger. Zeitweise waren wir sogar in Kellern versteckt – wenn es ganz arg geworden ist – war sie mit mir als U-Boot. Sie war immer mit mir.“<sup>21</sup>

### Ich wollte immer nur laufen, laufen, laufen ...

Lucia war 13 Jahre alt, als für sie die unvorstellbar dramatische Zeit als U-Boot begann. Gemeinsam mit ihrer Mutter lebte sie an verschiedenen Adressen in Wien versteckt. Im Frühjahr 1945 war dieser Schrecken endlich vorbei. Mit dem „Auftauchen“ war aber eine „Normalität“ – was immer das in den Nachkriegstagen und -monaten bedeuten konnte – noch lange nicht erreicht. Laufen, Bewegen – das war zunächst einmal wichtig. So lange hatte sie sich ruhig verhalten müssen, ohne Natur und Freiheit auskommen müssen.<sup>22</sup> Noch viele Jahre später wunderte sich Lucia, wenn sie über ihre Erlebnisse erzählte, dass man es geschafft hatte, sie als Kind so zu „fesseln“, zum Ruhigsein, Stillsitzen zu bringen. Wie vielen anderen Kindern auch fehlte es Lucia an der altersadäquaten Schulbildung, das soziale Verhalten war vom Erlebten geprägt und sollte noch Jahre, ja Jahrzehnte weiterwirken. Natürlich ging es aber irgendwie weiter, musste es ja auch: Es wurde nach einer Unterkunft gesucht, wirklich hilfreich waren die Behörden dabei nicht – es suchten ja auch andere nach einer neuen Bleibe, da die Zerstörungen durch die Kampfhandlungen und Bombenschäden enorm waren. Die Identität musste neu belegt werden, viele hatten ihre Dokumente verloren. Das war die Aufgabe für die Erwachsenen – und was war mit den Kindern? In seinem Antrag auf Entschädigung schreibt ein Betroffener im Oktober 1961:

„Ich wurde in meiner geistigen und körperlichen Entwicklung durch dieses Leben unter menschenunwürdigen Verhältnissen auf das schwerste geschädigt. Ich konnte nur 3 Volksschulklassen besuchen, und unter den Umständen, in denen dieser Schulbesuch vor sich ging, ist es begreiflich, dass ich damals nicht einmal richtig lesen und schreiben konnte. Ich musste dies alles nach 1945 wie ein kleines Kind erst richtig lernen. Nach 1945 konnte ich gar keine öffentlichen Schulen besuchen, denn mit 15 Jahren hätte man mich in einer Volksschule nicht mehr aufgenommen, und die Reife, um z. B. in die letzte Klasse der Haupt-

---

<sup>21</sup> Interview mit Elisabeth W. 1937 geboren, kam sie schon bald nach der Geburt zu der Pflegefamilie. Erst lange nach Kriegsende, schon als Erwachsene, konnte sie nähere Informationen zu ihren leiblichen Eltern in Erfahrung bringen.

<sup>22</sup> Interview Dr. Lucia Heilmann.

schule aufgenommen zu werden, hatte ich nicht, da mir die Vorbildung fehlte. [...]“<sup>23</sup>

Entschädigung, Wiedergutmachung? Ein für Österreich nicht sonderlich rühmenswertes Kapitel.<sup>24</sup> Lange Zeit erhielten U-Boote für „das Leben im Verborgenen“, wie die offizielle Bezeichnung lautet, keine Anerkennung oder entsprechende Entschädigung. In etlichen Abweisungsbescheiden ist zu lesen, dass ein Leben im Verborgenen nicht mit einer Haft gleichzusetzen wäre und daher eine Entschädigung nach diesen entsprechenden Paragraphen des Opferfürsorgegesetzes OFG/1947 nicht zu gewähren sei. Erst in den 1960er Jahren wurde schließlich mit der 12. Novelle OFG vom 22. März 1961 eine Entschädigung gewährt, sofern das Leben im Verborgenen „unter menschenunwürdigen Bedingungen“ abgelaufen war. Was unter „menschenunwürdig“ zu verstehen war, entschieden die begutachtenden Beamte. Begründungen wie „wurde von Verwandten reichlich gepflegt“ oder „es wurde nicht nach ihm gefahndet“ verhöhnerten jedes Opfer. Physische oder auch psychische Folgewirkungen wurden in den seltensten Fällen weiter untersucht, Traumata kaum behandelt.

Zurück zum Lichtstrahl von Elfriede Gerstl: „Wo er auf den Fußboden auffiel, zeichnete er goldene Ringe und Netze, die sich langsam auflösten und verschwanden.“ Die Schatten der Vergangenheit, der Jahre im Versteck, die lösten sich eigentlich nie wieder auf.

---

<sup>23</sup> Fritz Bihseliches, Auszug aus dem Ansuchen um Entschädigung nach dem OFG. Privatsammlung Ungar-Klein. Fritz Bihseliches, 1930 geboren, lebte an verschiedenen Adressen in Wien, kam schließlich über Vermittlung eines Verwandten zu einem Zirkus, mit dem er einige Zeit reiste und in dem er auch tätig war. Interview Fritz Bihseliches. Siehe auch: Franz Severin Berger / Christiane Holler, Überleben im Versteck. Schicksale in der NS-Zeit, Wien 2002, S. 44–60.

<sup>24</sup> Siehe dazu auch: Brigitte Bailer, Wiedergutmachung – kein Thema, Wien 1992.